

Aus Anlass des japanischen Schulbuchstreits (und eines Jahrestags)

Geschichte wird gemacht

Teil I

Von G. S.*

“By and large, the historian will get the kind of facts he wants. History means interpretation.”

E. H. Carr, What is History?

Geschichtsbücher – und im Streit geht es um die 30er und 40er Jahre – sind Druckwerke, die auch in Japan von staatlichen Stellen zwar in Auftrag gegeben oder zugelassen, aber nicht geschrieben werden. Das obliegt auch dort einer akademischen Disziplin, die wissenschaftliche Freiheit genießt. Trotzdem hat die Geschichtswissenschaft ein charakteristisches Verhältnis zu Politik und Gesellschaft – das ich leider nicht am japanischen Material darstellen kann. Es ist aber zum Verständnis eines Schulbuchstreits nicht unwichtig und wird in Japan nicht wesentlich anders beschaffen sein als in Staaten des Westens. Ich nehme daher zunächst deutsche und angelsächsische Belege zu Hilfe, die sich außerdem meist mit einem Ereignis von 1914 beschäftigen.

„Paradigmenwechsel“

Ein Historiker aus Fulda erklärt zum Beispiel einem Publikum in Südostasien den Ausbruch des Ersten Weltkriegs so:

“No one wanted World War I to happen. Or, at least, no one wanted the kind of war that actually took place. [...] For a long time Germany was blamed for the outbreak of World War I. [...] I think that the more disturbing interpretation has been given by Australian historian Christopher Clark in his characterisation of the European powers and their politicians before and during the war as ‘sleep-walkers’. According to him, no one had any idea of the degree to which the violence would escalate. [...] The outbreak [...] included [...] a pre-emptive strike by the Germans, perhaps even out of fear.” (Andreas Herberg-Rothe, Straits Times, 24.1.14)

Der Professor hat hundert Jahre *ex post* gut reden. Schon die These, dass eigentlich keiner der konkurrierenden Staaten den Krieg wollte, ist angesichts der geheimen wie offenen Bündnisverträge, mehrerer Zwei-Fronten-Pläne, einer sog. „Kanonenbootpolitik“ oder des Wettrüstens zu Wasser und zu Lande mindestens befremdlich. Wie wäre es wohl seinem

australischen Kollegen ergangen, wenn dieser nicht heute, sondern damals, z.B. anlässlich der Versailler Verhandlungen, die europäischen Kriegsgegner generell als „Schlafwandler“ und die deutsche Mobilmachung als angstgesteuerte

Vorwärts-Verteidigung gekennzeichnet hätte? Für die öffentliche Meinung der angelsächsischen Mächte wäre das *sympathy for the Huns* (wie die späteren *Krauts* nach der sog. Hunnenrede von Wilhelm II. zeitweilig hießen), wenn nicht Landesverrat gewesen.

So wie umgekehrt das Buch „Griff nach der Weltmacht“ von Fritz Fischer Anfang der 60er Jahre in den Augen seiner Kritiker eine „nationale Katastrophe“ (Theodor Schieder) aus „politischer Verantwortungslosigkeit“ (Gerhard Ritter) heraufbeschwor, weil Fischer die gemeinsame Linie der Interpretation verließ – die der besagte Mr. Clark heute auf

seine Weise wieder aufleben lässt – und dem deutschen Kaiserreich kein „Hineinschlittern“ in den Krieg, sondern die hauptsächliche Schuld an demselben zuschrieb und damit auch eine Kontinuitätslinie zum Zweiten Weltkrieg denkbar machte.

Als Mann vom Fach stützte Fischer seine Neubewertung der Kriegsursachen auf eine akribische Quellenarbeit, bei der er die bis dahin unter Verschluss gehaltenen Akten des Auswärtigen Amtes und der Reichskanzlei durchforstete – und so dem eingangs zitierten britischen Kollegen Recht gab, also „by and large“ die Fakten fand, auf die es ihm ankam.

Auch der Historiker Clark gründet seinen Neuansatz auf „fresh sources“, und breitet ihn in „a minute-to-minute narrative“ aus, wie es in einem Vorwort zu den folgenden 700 Seiten

Die These, dass eigentlich keiner der konkurrierenden Staaten den Krieg wollte, ist mindestens befremdlich



**Wettrüsten zu Wasser und zu Lande und seine Folgen:
Soldatenfriedhof mit Beinhaus Douaumont bei Verdun**

©Foto: Joerg Trampert/www.pixelio.de

(auf Deutsch sogar 200 mehr) heißt, die sich – auch angesichts des runden Jahrestags – offenbar großer Nachfrage erfreuen.

Aber nicht das *Timing* und vor allem nicht der Berg an Fakten, die ohnehin nur eine Minderheit von denen durchliest, die sich auf die dicken Bücher berufen, verschaffen diesen Attraktivität und Einfluss. Die neu entdeckten Quellen mögen ihre Interpreten innerakademisch interessant machen. Ob solche Werke tatsächlich meinungsbildend wirksam werden, hängt aber von Umständen ab, die der Historiker nicht bestimmt und auf die er meist schon selber rekurriert. In der Regel sind das gesellschaftliche und politische Interessen, die Entwicklungen hervorrufen, ‚Lagen‘ schaffen, die dazu passenden ‚Begriffe besetzen‘, sich auch zu Machtworten verdichten – und damit maßgeblich darauf Einfluss nehmen, welche Wälzer *Zeitgeist* oder Makulatur werden.

In diesem Sinne wird im Teil II meines Aufsatzes noch zu sehen sein, wie beispielsweise eine deutsche Präsidentenrede zum Jahrestag des Zweiten Weltkriegs einen veritablen „Historikerstreit“ zu lösen verstand (auch wenn der danach noch etwas weiterging). Und ob „Die Schlafwandler“ als Antwort auf die Kriegsschuldfrage auch in englische Schulbücher einziehen, muss sich erst noch zeigen:

“Britain has experienced a controversy about the history taught in schools. Michael Gove, education secretary, has provoked fierce criticism from some eminent historians by suggesting children are being given an overly negative view of the first world war. Mr Gove argues they should be taught that it was a justified defence of freedom, and not just a futile [vergebliches] bloodletting.” (Financial Times 17.3.14)

Die Chancen für den Erfolg des Clark’schen Werks stehen – globaler betrachtet – allerdings nicht schlecht. Und das liegt wohl daran, dass auch dem vorherrschenden Standpunkt in den Nachfolgestaaten der Kriegsgegner von einst – gemessen an ihrem heutigen, vor allem in der Europäischen Union vorliegenden Gemeinschaftswerk – der damalige Waffengang fast als das „futile bloodletting“ vorkommt, als das es Historiker interpretieren. Nur der britische Bildungsminister möchte das seiner Schuljugend derzeit so nicht vorsetzen.

Sein Beharren auf einer „justified defence of freedom“ hält auch aus Gründen der Wert- bzw. Wehrerziehung noch ein wenig an einer überkommenen Lesart der Kriegsschuld fest, wie sie auch der „Griff nach der Weltmacht“ beinhaltet – während die Tatsache der europäischen Einigung längst für ein paar ‚Paradigmenwechsel‘ gut ist. Ihr akademischer Niederschlag besteht eben daraus, ein kollektives, ungewolltes oder unverstandenes *Verhängnis* zum eigentlichen Schuldigen von „1914“ zu erklären, dieser „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“. Das muss nicht so bleiben, ist gegenwärtig aber ziemlicher *Trend*.

Nationale Sinnstiftung

Rückblickend nehmen durchaus auch Historiker eine instrumentelle Seite ihrer Wissenschaft zur Kenntnis, die die meisten für die heutige Zeit vermutlich in Abrede stellen bzw. bevorzugt in *auswärtigen* Staatswesen entdecken:

„Die Geschichtsschreibung nach dem Ersten Weltkrieg war wie die historisch-politische Debatte in der Weimarer Republik vor allem durch die so genannte ‚Kriegsschuldfrage‘ geprägt: Welches Land trug die Verantwortung für den Ausbruch des Krieges? Die von Seiten der Regierungen geforderte oder verantwortete Widerlegung der Versailler ‚Kriegsschuldflüge‘ überschattete alle anderen historiographischen Fragen.“ (Gerhard Hirschfeld, APuZ 30/2004)

Natürlich konnte der Regierungsauftrag damals alles andere nur deshalb „überschatten“, weil sich die akademische Disziplin nicht dreimal bitten lassen musste, um ihm nachzukommen. Das hat mit der Natur ihres Geschäfts zu tun.

Es gehört eben zur Gewohnheit einer Nation, bei Auseinandersetzungen mit anderen Staaten auch die Geschichtsschreibung in Anspruch zu nehmen, wofür die oben erwähnte englische Bezeichnung der Deutschen als *Hunnen* ein gutes Beispiel ist: die Verteidigung der Zivilisation gegen den Ansturm der Barbaren. Das setzt allerdings voraus, dass eine solche historische Metapher dafür erstens aufbereitet und zweitens in hinreichendem Umfang verbreitet wurde – zwei Leistungen, die sich die Geschichtswissenschaft im Prinzip in Forschung und Lehre zur originären Aufgabe gemacht hat.

Zwar liegen die nationalen Interessen einerseits, ihre politische und diplomatische Übersetzung in Bilder andererseits und schließlich die akademische Bereitstellung von Material dafür mindestens auf drei Ebenen – ein symbiotisches Verhältnis zwischen ihnen lässt sich am Beispiel des Ersten Weltkriegs aber unschwer auffinden. Es spricht viel für die Annahme, dass es ein solches auch heute noch gibt: national oder auch an staatsübergreifenden Bündnissen orientiert. Allerdings ist diese Symbiose weder selbstverständlich bzw. notwendig, was abweichende Meinungen von Minderheiten immer wieder belegen, noch folgt sie, wie gesehen, schlicht aus einem Staatsauftrag (obwohl die Ursprünge der Geschichtsschreibung auf Herrscher zurückgehen, die ihre Taten gepriesen und verewigt sehen wollten).

Sie beruht in der hier in Rede stehenden Kriegsfrage vielmehr auf einem gemeinsamen Ausgangspunkt, den meine

Der Historiographie geht es nicht von vornherein um die Gründe vergangener Kriege, sondern um die Schuld an ihnen

Ausführungen bereits implizieren, der aber einmal eigens benannt werden soll. Wie der Politik geht es auch der ihr beistehenden Historiographie von vornherein nicht einfach um die Gründe vergangener Kriege, sondern eben um die Schuld an ihnen, was nur für sie, nicht für sich, dasselbe ist. Sie beantwortet damit streng genommen keine wissenschaftliche, sondern eine staatsmoralische Frage.

Nur unter dieser Bedingung erklärt sich nämlich, warum es die akademische Gemeinde nicht sonderlich irritiert, wenn alle zwei, drei Dekaden neue ‚Ursachen‘ einer definitiv abgeschlossenen Sache überwiegend aus ihren eigenen Reihen heraus in Umlauf kommen – so als hätte eine Zeitreise rückwirkend an ihnen gedreht. Auch ist bezeichnend, dass der Streit um die Neubewertungen, wenn es denn einen gibt, gerne mit moralischen Vorwürfen geführt wird, als ob die ein Beitrag zur Sache wären: „Verantwortungslosigkeit“ oder „Selbstverdunkelung des deutschen Geschichtsbewusstseins“ (noch einmal G. Ritter vs. F. Fischer).

Wenn Historiker also anstelle der Gründe, die sich im Nachhinein nicht ändern, nach *Deutungen* derselben suchen, dann kommen sie einem Erkenntnisinteresse nach, dem es um Sinngebung geht – und das deshalb seine Konjunktoren hat. Die Frage nach der *Kriegsschuld* findet im Laufe der Zeit daher durchaus verschiedene und sich auch widersprechende Antworten, weil sie einem nationalen Bedürfnis folgt, das der jeweiligen Gegenwart entspringt.

Nachfrage der Politik und Angebot einer pluralistischen Wissenschaft müssen sich nicht notwendig decken, sind aber erfahrungsgemäß kompatibel. Auch eine abweichende Beantwortung der Schuldfrage, wie sie Fritz Fischer vorgenommen hat, und selbst die Übernahme einer historischen Schuld (worum es im Teil II gehen wird) beteiligt sich noch am ‚Diskurs‘ um die sinnstiftende Einordnung der nationalen Geschichte.

Wenn die Beziehungen von Staaten das Stadium der alten Feindschaft überwunden haben, verlieren also auch die historischen Schuldzuweisungen an Bedeutung, mit denen sie ihre konkurrierenden Ansprüche unter anderem legitimieren. Oder umgekehrt. Im Fall von Freundschaften stimmen sie meist auch ihre Historiker wieder versöhnlich. Stellvertretend der Pole Adam Krzemiński im Gespräch mit dem in England lehrenden Australier Christopher Clark und der deutschen „Zeit“ (12.9.13). Auch wenn er den *Aussie* gleich fragen wird, warum sein „Buch eine gewisse anti-englische Spitze bekam“, stellt er vorher fest: „Die Zeit dieser ressentimentgeladenen Debatten über die Zeitgeschichte ist einfach vorbei.“

Geschichtsbewusstsein

Während also Politik und Staat die ‚Lage‘ definieren und damit auch die Subjekte ihrer Symbiose mit der Geschichtswissenschaft sind, neigt letztere dazu, das Verhältnis eher umgekehrt zu sehen. Historiker, forschende wie unterrichtende, hängen oft der Überzeugung an, von ihrem Sinnen und Trachten hingen Bestand und Verstehen der Gegenwart maßgeblich oder wenigstens anteilig ab:

„Das Verständnis der Gegenwart ist immer das letzte Ziel aller Historie.“ (Ernst Troeltsch)

„Wenn man die Gegenwart begreifen will, muss man sie aus ihrer Herkunft begreifen.“ (Thomas Nipperdey)

„Historisches Denken ist der Blick zurück angesichts eines aktuellen Orientierungsbedürfnisses, um eine Vorstellung zu gewinnen, wie ‚heute‘ und ‚morgen‘ sinnvoll gehandelt werden kann.“ (Jörn Rüsen)

Geschichtsunterricht „vermittelt die Einsicht, dass Geschichte die Gegenwart und Zukunft besser verstehen hilft“ (Lehrplan Rheinland-Pfalz).

Diese Selbstgewissheit des Fachs hat einerseits etwas Aufgesetztes, was sich z.B. dann zeigt, wenn Ägyptologen mannhaft ihre zwei Seiten im Geschichtsbuch der Hauptschule gegen die ‚Entschlackung des Lehrplans‘ verteidigen. Oder wenn ein Mann der „Financial Times“ mit *first class honours degree in History* seine Kolumne „How wars can be started by history textbooks“ (17.3.14) betitelt.

Nachdenklich könnte auch die in wiederkehrenden Studien belegte Klage machen, dass die Jugend in Deutschland und anderswo – gemessen am Nimbus des Fachs – mit erstaunlich wenig geschichtlichem Wissen aus der Schule ins Leben zieht: „Don’t know much about History ...“

Davon hängt also in praktischer, beruflicher, sogar staatsbürgerlicher Hinsicht wenig bis nichts ab.

Trotzdem ist andererseits ein ‚Geschichtsbewusstsein‘ ziemlich weit verbreitet – die Zeitgenossen eingeschlossen, denen die Bildungsele-

Vom fehlenden Geschichtswissen hängt also in praktischer, beruflicher, sogar staatsbürgerlicher Hinsicht wenig bis nichts ab

mente zu seiner Zier weitgehend fehlen. So sehr, dass Zeitgenossen *mit* den entsprechenden Bildungselementen dieses Bewusstsein glatt für die „symbolisch vermittelte Fähigkeit [... halten], erinnerte Vergangenheiten mit Gegenwartsdeutungen und Zukunftserwartungen zu komplexen temporalen Strukturen zu synthetisieren sowie das eigene Erleben

und Handeln in solche Bedeutungsgewebe einzubinden“ (Kölbl/Straub: Geschichtsbewusstsein im Jugendalter, Forum Qualitative Sozialforschung 2001).

In einer Sprache, die den Gedanken an Schwere übertrifft, versucht das Zitat auszu- drücken, dass die Regung, sich in „Bedeutungsgewebe einzubinden“, eine zutiefst ver- ständliche ist. Mein Erklärungsangebot lautet aber etwas anders. Geschichtsbewusstsein ist ein patriotisches Bedürfnis, sich nicht nur in der Gegenwart, sondern ideell auch in der Geschichte der eigenen Nation beheimatet zu sehen. Und das versteht sich keineswegs von selbst. Wohin es führt, wenn „dunkle Jahre“ diese Beheimatung erschweren, wird im Teil II stehen.

Zuvor noch zwei Nachträge. Der erste betrifft eine kleine Herausforderung an das neue ‚Paradigma‘ zum Ersten Weltkrieg aus sehr aktuellem Anlass. Aus einer Sammlung von Pressemeldungen der ersten Märzhälfte 2014:

„Der Westen kann nur mit Geld, Diplomatie und guten Worten dagegenhalten. Zu wenig, um einen Zaren Putin zu stoppen.“ (Bild)

„So tickt der Machtmensch Wladimir Putin. Er fühlt sich als der neue Zar.“ (Focus)

„Putin: Russlands nackter Zar“ (Wall Street Journal Deutschland)

„Zar Putin bleibt in der Krim.“ (Thüringische Landeszeitung)

„Machtmensch Putin, Russlands neuer Zar“ (Tiroler Tageszeitung)

„Zar-Attitüde und KGB-Methoden“ (tagesschau)

Putin „will als Zar des 21. Jahrhunderts in die Geschichte eingehen“ (Aargauer Zeitung, Schweiz).

Es wird also landauf und –ab das Bild des russischen Zaren bemüht, das offensichtlich ohne weiteres Argument geeignet ist, eine gegenwärtige Untat auch aus historischer Sicht zu brandmarken. Da muss der gebildete Zeitgeist aber *up to date* sein – und die letzten Romanows aus der Reihe der „Schlafwandler“ aus- und in die der ‚Aggressoren‘ aufnehmen, damit aus dem Bild ein Schuh wird.

Der zweite Nachtrag betrifft das Eingangszitat von E. H. Carr, dessen „What is History?“ von 1961 heute noch gelesen wird. Obwohl man es als Offenlegung des instrumentellen Charakters der Geschichtswissenschaft verstehen kann, hat er es nicht so gemeint. Es wendet sich vielmehr u.a. gegen das Diktum von Leopold von Ranke, der Historiker solle „bloß zeigen, wie es eigentlich gewesen“. Dagegen bekennt sich Carr zur Rolle des Interpreten, der die hohe Meinung der Kollegen von der Historie durchaus teilt: „History would not be worth writing or reading if it had no meaning.“

Weil auch Leute, die einer ‚staatstragenden‘ Historiographie kritisch begegnen, trotzdem die Auffassung hegen, die Geschichte, möglichst die ‚von unten‘, habe für das Erfassen und dann auch das Verändern der Gegenwart, deren *Vorgeschichte* sie schließlich sei, ziemliche Bedeutung, hier noch ein theoretischer Satz:

Wenn schon, ist es umgekehrt. Man muss den Begriff eines gegenwärtigen Phänomens unabhängig von seiner Vergangenheit schon *kennen*, um diese überhaupt als seine Vorgeschichte identifizieren zu können. Sonst findet der Suchende am Ende auch nur „the kind of facts he wants“. Insofern ist historisches Wissen für kritische Menschen eine relative Sache.



Den Einstieg ins eigentliche Thema soll der folgende, auf ganz verschiedenen Ebenen publizierte Vergleich der japanischen mit der deutschen ‚Vergangenheitsbewältigung‘ bilden:

“The suspicion that the Japanese government is not upfront with its aggressive past is also reflected in its revision of its history textbooks, which attempt to whitewash its blemished history. The suspicion over Japan’s sincerity is magnified when people compare its reconciliation efforts with those of Germany. The latter had shown its absolute commitment to atone [büßen] for the wrongs done by the Nazis. [...] Does the Japanese government have the wisdom to emulate [nachahmen] the Germans?” (Leserbrief, Straits Times 8.9.12)

“The Xinhua news agency [der VR China] slammed Japan for denying history, unlike Germany which has ‘faced up squarely to the past, made sincere apologies and renounced militarism’”. (ebd. 27.2.14)

“South Korean President Ms Park called on Japan to follow Germany in repenting [bereuen] of its past wrongs so that the two countries can put bitter memories behind and move forward.” (AFP 1.3.14)

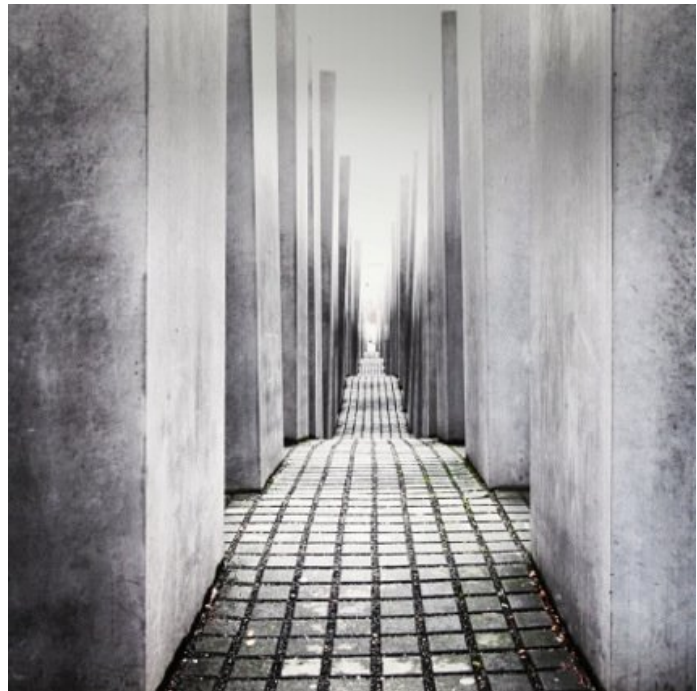
“If any German leader dares to claim that the Holocaust did not take place and tries to rewrite history books, like what some Japanese leaders are doing, he would be roundly condemned and perhaps even prosecuted.“ (Leserbrief, Straits Times 20.2.14)

“The biggest difference between Japan and Germany is that while the Germans have never ceased apologising for their responsibility in waging war and perpetrating genocide, the Japanese remain famously reluctant [unwillig] to confront their comparable deeds in history.” (Europa-Korrespondent, ebd. 10.2.14)

So weit, so übersichtlich.

Offenbar ist den Deutschen da ein historischer Wurf gelungen, der in Japan verpasst wurde oder noch auf sich warten lässt. Dem Historiker Eberhard Jäckel soll 2010 darüber gar der Satz entfahren sein: „Es gibt Länder in Europa, die uns um dieses Denkmal [das Holocaust-Mahnmal] beneiden.“ Die Frage, die sich in kritischer Sicht anschließt, ist weniger einfach zu beantworten: Und *warum* ist das so?

Fortsetzung folgt.



Holocaust-Mahnmal Berlin

©Foto: Gordon Gross / www.pixelio.de



Ende des 1. Teils

***Über den Autor**

Der Autor, nennen wir ihn Georg Schuster, ist der Redaktion bekannt und schreibt regelmäßig für das Magazin AUSWEGE. Er arbeitet seit mehr als zehn Jahren an einer großen deutschen Auslandsschule.

Kontakt:

antwort.auswege@googlemail.com

„Georg Schuster“ schreibt regelmäßig für das Magazin AUSWEGE.

► [Hier geht es zu seinen weiteren Beiträgen](#)

AUSWEGE – Perspektiven für den Erziehungsalltag

Online-Magazin für Bildung, Beratung, Erziehung und Unterricht

www.magazin-auswege.de

auswege@gmail.com